



INY LORENTZ

DIE LIST DER  
WANDER  
HURE

ROMAN

KNAUR 

Iny Lorentz

DIE LIST DER  
WANDERHURE

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Copyright © 2014 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Sandra Cunningham/Trevillion Images;

akg-images; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-66381-3

ERSTER THEIL

DER ÜBERFALL



I.

Mit einem Gefühl der Bitterkeit las Isabelle de Melan-court den Brief noch einmal durch, den ein Kurier ihr zwei Tage zuvor gebracht hatte. Bislang hatte sie gezögert, Schwester Justina von seinem Inhalt zu unterrichten. Nun blieb ihr nicht mehr viel Zeit, die junge Nonne über die große Änderung zu informieren, die deren Leben in wenigen Tagen nehmen würde.

»Es ist besser, wenn ich es hinter mich bringe«, dachte sie, stand auf und ging zur Tür. Als sie die Hand auf die Klinke legte, vernahm sie auf dem Flur ein Geräusch. Rasch öffnete sie und sah im Schein einer blakenden Fackel den Mönch, der am Nachmittag um Unterkunft für die Nacht gebeten hatte.

»Suchst du etwas?«, fragte sie streng.

Der Mann fuhr herum. »Habt Ihr mich jetzt erschreckt!«, sagte er. »Ich bin auf der Suche nach dem Abtritt, ehrwürdige Mutter. Dabei muss ich mich verlaufen haben.«

»Allerdings! Hier geht es zur Eingangspforte des Klosters. Der Abtritt ist auf der anderen Seite. Du musst den ersten Quergang links nehmen. Verfehlen kannst du ihn nicht, denn es gibt dort nur die eine Tür.«

»Danke, ehrwürdige Mutter!«

Der Mönch, von dem die Äbtissin nur wusste, dass er Landolfus hieß und im Auftrag des Passauer Fürstbischofs reiste, eilte in die gewiesene Richtung und verschwand im Quergang. Der Abtritt wurde ebenfalls von einer Fackel erleuchtet, und so konnte er ihn nicht verfehlen. Zwar trat er ein, benutzte ihn aber nicht, sondern wartete angespannt. Als er wieder auf den Flur trat, beobachtete er, wie Isabelle

de Melancourt mit einer Nonne ihre Räume betrat. Es gefiel ihm gar nicht, dass die beiden Frauen zu dieser Stunde noch wach waren, doch das durfte ihn nicht aufhalten.

Wenig später hatte er den Flur so leise wie eine Maus passiert und stieg über die Treppe hinab. Unten angekommen, sah er die Tür vor sich, die in die Pfortenkammer führte. Dort saß die Nonne, die in dieser Nacht Wache halten musste. Durch diesen Raum gelangte man dicht beim äußeren Tor in den ummauerten Hof des Klosters.

Landolfus' rechte Hand wanderte durch einen Schlitz in seiner Kutte zu dem dort versteckten Dolch und schloss sich um den Griff. Nach wenigen Schritten erreichte er die Tür der Kammer, legte die freie Hand auf die Klinke und drückte sie langsam nach unten.

Mit einem leichten Knarzen schwang die Tür auf. Die Nonne, die ein wenig eingenickt war, schreckte hoch. Sie schien erleichtert, statt einer ihrer Mitschwestern den Mönch eintreten zu sehen.

»Ich muss etwas zu innig gebetet haben«, sagte sie mit einem scheuen Lächeln. Dann musterte sie Landolfus erstaunt.

»Ihr seid so spät noch auf?«

»Ich war zu unruhig, um schlafen zu können«, antwortete der Mönch. »Da ich niemanden wecken wollte, dachte ich, ich komme zu dir, und wir können ein wenig miteinander plaudern.«

»Gerne!«

In dem Augenblick zog Landolfus seinen Dolch und stach zu. Die Nonne riss noch den Mund auf, aber statt eines Schreis kam nur noch ein Röcheln über ihre Lippen.

Landolfus drehte den Dolch in der Wunde um, um sicher zu sein, dass sein Opfer starb, und sah zu, wie die Frau zusammensackte und vom Stuhl sank. Im Schein der Fackel, die in einer Halterung an der Wand steckte, breitete sich eine rote Lache auf dem Boden aus.

»Leichtgläubiges Ding!«, spottete der Mönch, während er die Tür öffnete, die von der Kammer zum Haupttor führte. Bevor er hinaustrat, lauschte er angespannt. Es waren jedoch nur die Geräusche des Waldes zu vernehmen, der das Kloster umgab. In den Gebäuden blieb alles still. Allerdings drang immer noch der Schein von Kerzen aus einem Zimmer der Äbtissin, und er hoffte, dass es dieser nicht einfiel, nach ihrer Nachtwächterin zu schauen.



Nachdenklich musterte Isabelle die junge Nonne. Mit den großen, blauen Augen wirkte Schwester Justinas Gesicht noch kindhaft, aber ihre Figur nahm bereits weibliche Formen an, die auch die schlichte Kutte nicht zu verbergen vermochte. Die blonden Augenbrauen, die den ängstlichen Gesichtsausdruck noch unterstrichen, ließen die sonnenhellen Haare erahnen, die sich unter der Haube verbargen.

»Was wünscht Ihr von mir, ehrwürdige Mutter?«, flüsterte Schwester Justina zittrig, als befürchte sie, einen Fehler begangen zu haben.

Lächelnd wies Isabelle de Melancourt auf den zweiten Stuhl.

»Setz dich!«

Erleichtert gehorchte die Nonne, denn aus dieser Aufforderung schloss sie, dass sie keinen Tadel zu erwarten hatte. Dennoch nahm sie nur auf der Kante des Stuhles Platz, der im Gegensatz zu dem mit Schnitzereien verzierten Lehnstuhl der Äbtissin völlig schmucklos war.

»Ich habe dich geholt, um ...«, setzte Isabelle de Melancourt an und brach dann ab, weil sie immer noch nicht so recht wusste, wie sie dem jungen Mädchen erklären sollte, dass sein Schicksal eine unerwartete und wohl eher unangenehme Wendung nehmen würde. Daher griff sie nach dem Brief und sah Schwester Justina über dessen Rand hinweg an.

»Dein Vater hat geschrieben«, sagte sie mit ehrlichem Bedauern, »und teilt dir mit, dass dir Änderungen bevorstehen.«

Bei dem Wort »Vater« zuckte Schwester Justina zusammen. Sie kannte diesen nur als barschen alten Mann, der sie nach dem Tod der Mutter vor vierzehn Jahren, als sie selbst erst drei Jahre alt gewesen war, ins Kloster gegeben hatte. Danach war er noch zweimal erschienen und hatte sie gemustert wie eine Stute von minderem Wert.

Einen Brief von ihm fasste sie daher als schlechtes Zeichen auf.

»Welche Änderungen?«, fragte sie so leise, dass die Äbtissin sie kaum verstand.

»Deine beiden Brüder sind während eines Kriegszugs ums Leben gekommen. Da keiner von ihnen einen Erben in die Welt gesetzt hat, hat dein Vater König Sigismund um das Privileg gebeten, dich zur Erbin seines Titels und seines Besitzes einsetzen zu können.« Das ist erst die Hälfte, dachte Isabelle mitleidig. Das Schlimmste kam nämlich noch.

Schwester Justina sah so aus, als hätte der Blitz neben ihr eingeschlagen. »Meine Brüder sind tot? Aber ...«

»Wie sie starben, kann ich dir nicht sagen, denn das hat dein Vater nicht erwähnt. Wie er schreibt, will er nicht, dass sein Besitz als Mitgift an unser Kloster geht. Alles soll einmal seinen Nachkommen zugutekommen.«

An Schwester Justinas Gesicht war abzulesen, dass sie den Sinn dieser Worte nicht begriff. Daher musste die Äbtissin deutlicher werden. »Dein Vater hat beim Papst in Rom einen Dispens für dich erwirkt, so dass du den Schleier ablegen und eine Ehe eingehen kannst.«

»Ich soll heiraten?«, rief die junge Nonne abwehrend und zeigte zum ersten Mal ein wenig Temperament.

»So ist es«, erklärte Isabelle. »Nach dem Willen deines Vaters bist du von heute an nicht mehr Schwester Justina, sondern wieder die Freiin Donata von Frommberg. Es wurde auch ein Ehemann für dich bestimmt, und zwar Hartwin von Frommberg, der jüngere Bruder deines Vaters.«

Jetzt war es ausgesprochen. Isabelle tat das junge Mädchen leid, das zum Spielball väterlicher Interessen geworden war. Doch der Brief des alten Freiherrn ließ ihr keine Möglichkeit, zu Justinas – oder, besser gesagt, zu Donatas Gunsten einzugreifen.

»Hartwin ist ein Bastard – auch wenn mein Großvater ihn als Sohn anerkannt hat. Weshalb soll ich ihn heiraten?«, stieß Donata hervor.

»Weil dein Vater will, dass der Name der Sippe erhalten bleibt und weitere Generationen der Frommbergs auf seinem Besitz leben. Er befürchtet wohl auch, dass Hartwin versuchen könnte, sein Testament anzufechten, um alleiniger Erbe zu werden.«

Es gab nach Isabelles Meinung etliche Gründe für diese Heirat, doch keiner davon versprach einem siebzehnjährigen Mädchen eine Ehe, in der gegenseitige Zuneigung keimen konnte.

»Ich würde dir gerne helfen, aber mir sind die Hände gebunden«, fuhr sie fort. »Dein Vater hat alles durchdacht und sich die richtigen Unterstützer gesucht. Versuchte ich, dich vor dem Schicksal, an einen Bastard deiner Familie verheiratet zu werden, zu schützen, müsste ich mich gegen den Papst und den König stellen. Das aber kann ich nicht. Dein Vater wird in den nächsten Tagen jemanden schicken, der dich nach Hause bringt. Nun geh zu Bett und überschlafe die Neuigkeiten. Morgen im Licht der Sonne sieht alles anders aus.«

Es klang ein wenig Verzweiflung mit, denn Isabelle fühlte sich von dieser Entwicklung ebenso überfahren wie ihr Schützling.

»Ja, ehrwürdige Mutter!«, antwortete Donata, die so wirkte, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

Für einige Augenblicke überlegte Isabelle, ob sie das junge Mädchen in ihrer Kammer behalten und trösten sollte. Doch

welchen Trost konnte sie ihr spenden? Donatas Vater hatte bestimmt, was zu geschehen hatte, und würde sich durch nichts und niemanden davon abhalten lassen.

Mit einem bitteren Gefühl sah sie zu, wie Donata mit hängenden Schultern die Kammer verließ. »Schlaf gut, mein Kind«, rief sie ihr nach und ahnte doch, dass das Mädchen diese Nacht wohl keinen Schlaf finden würde.

Donata drehte sich noch einmal um und knickste. »Auch ich wünsche Euch eine gute Nacht, ehrwürdige Mutter.«

Dann verließ sie das Zimmer. Nach einem kurzen Zögern folgte ihr Isabelle, begleitete sie bis zu ihrer Zelle und wartete, bis das Mädchen den Riegel innen vorgelegt hatte. Normalerweise verschloss keine der Schwestern ihre Zelle, doch in dieser Nacht hielt Bruder Landolfus sich im Klostergebäude auf, und Isabelle wollte vermeiden, dass er eine ihrer Nonnen bedrängte. Es ärgerte sie, dass sie dem Mönch Gastfreundschaft erweisen musste, denn ihr kleines Kloster verfügte nicht über einen Gästetrakt. Landolfus hatte jedoch ein Empfehlungsschreiben des Passauer Fürstbischofs Leonhard von Laiming vorgewiesen, und diesen Herrn durfte sie nicht vor den Kopf stoßen.

Die Äbtissin ahnte, dass auch sie nicht so rasch würde einschlafen können. Daher setzte sie sich wieder an den Tisch und las den Brief des Freiherrn von Frommberg noch einmal. Der Tonfall entbehrte jeglicher Herzlichkeit, aber noch mehr störte es Isabelle, dass er keine Trauer um seine Söhne erkennen ließ. Scheinbar hatte Donatas Vater ihr Ableben einfach so hingegenommen und sofort einen Plan geschmiedet, wie er das Erbe an andere Nachkommen seines Namens weitergeben konnte. Seine Tochter und damit auch sie als deren Äbtissin hatte er erst in Kenntnis gesetzt, als alles zu seiner Zufriedenheit geregelt worden war. Nun blieb Donata nichts anderes übrig, als einen Bastardonkel zu heiraten, denn ihr Vater hatte bestimmt, dass nur einer ihrer Söhne

mit Hartwin dessen Nachfolger auf Frommberg werden dürfe.

»Hätte ich doch Zeit genug, an Sigismund zu schreiben«, sagte Isabelle zu sich selbst. Einst war sie Sigismunds Geliebte gewesen, und sie vermutete, immer noch einen gewissen Einfluss auf ihn zu haben. Doch bis ihr Bote den König fand, der sich häufig auf Kriegszügen im Ungarland befand oder in fernerer Teilen des Reiches Hof hielt, würde Donata längst verheiratet sein.

Sie bedauerte es, dass sie dem Mädchen nicht helfen konnte, und grübelte immer noch, als sie sich zur Nacht zurecht machte und ins Bett legte.

Als das Licht im Zimmer der Äbtissin endlich erlosch, atmete Bruder Landolfus auf. Dennoch lauschte er noch eine Weile, ob wirklich alles ruhig blieb. Dann erst verließ er die Pförtnerkammer und trat zum Tor des Klosters. In der Nacht waren die schweren Balken vorgelegt worden, die er allein nicht hochstemmen konnte. Daher öffnete er die kleine Pforte im rechten Torflügel, steckte den Kopf hinaus und ahmte den Ruf einer Eule nach.

Im nächsten Augenblick erscholl ein ähnlicher Ruf, doch die Eule, die da antwortete, hörte sich sehr menschlich an. Kurz darauf rannten dunkle Gestalten auf das Kloster zu. Sie trugen Kapuzenumhänge, die ihr Äußeres verhüllten, und hielten Schwerter in den Händen. Ihr Anführer, ein großer, schlanker Mann mit einem Gesicht, das im Mondschein totenbleich erschien, blieb vor dem Mönch stehen.

»Ist es gelungen, Bruder Landolfus?«, fragte er angespannt. Der Mönch nickte. »Jawohl, Euer Exzellenz. Der angeblich vom Passauer Bischof stammende Schrieb hat mir alle Türen geöffnet. Doch kommt jetzt! Die Äbtissin ist erst vor kurzem zu Bett gegangen. Wenn sie etwas bemerkt, könnte sie den Zugang zur Pfortenkammer versperren. Bis wir diese Tür oder einen der beiden anderen Zugänge aufgebrochen hätten, bliebe ihr genug Zeit, sich uns zu entziehen.«

»Die Melancourt darf uns auf keinen Fall entkommen!«, erklärte sein Anführer grimmig. »Das gilt auch für ihre Nonnen. Treibt die Weiber zusammen!«

Das Letzte galt seinen Männern, die in den Hof strömten

und das dunkle Hauptgebäude des Klosters anstarrten, als könnten ihre Blicke ihnen den Haupteingang öffnen.

»Gibt es noch weitere Zugänge von außen in diese alte Burg?«, fragte der Anführer.

»Ein zweites Tor führt dort hinten bei dem Turm hinaus in den Wald.« Der Mönch wies auf einen Rundturm, der das Klostergebäude um mehrere Klafter überragte.

»Drei Männer gehen wieder nach draußen und bewachen den Eingang beim Turm!«, befahl der Anführer und wandte sich erneut Landolfus zu. »Führe uns hinein!«

Mit einer knappen Geste wies der Mönch auf die Pfortenkammer und trat ein. Leopold von Gordean folgte ihm, blickte kurz auf die tote Nonne herab und strich mit einer zärtlichen Geste über seinen Schwertgriff.

»Das war gute Arbeit, Landolfus! Die hat nicht mehr schreien können.«

»Sonst würde es hier von Nonnen nur so wimmeln! So aber schlafen die Weiber süß und selig«, spöttelte der Mönch nicht ohne Stolz.

»Für viele von ihnen wird es kein Erwachen mehr geben!« Der Hochmeister trat beiseite und ließ seine Krieger ein. Die Kammer war zu klein für so viele Männer, und so schlichen die ersten bereits durch den Gang, der in den Klostertrakt hineinführte, während von draußen immer noch Leute hereinkamen.

»Wie viele Nonnen gibt es hier, und wo schlafen sie?«, fragte der Hochmeister.

»Ich habe beim Abendessen vierundzwanzig gezählt«, berichtete Landolfus. »Zwar ist mir in einer anderen Kammer aufgetischt worden, doch konnte ich die Frauen heimlich beobachten. Die meisten schlafen im ersten Stock des linken Flügels. Hier in diesem Flügel gibt es eine Kapelle, und darüber befinden sich die Zimmer der Äbtissin. Zwischen den Flügeln liegen die Eingangshalle mit dem Haupttor und das

Refektorium. Wenn wir dort eindringen, müssen wir sehr leise sein, sonst hören uns die Melancourt oder eines ihrer Weiber.«

Der Hochmeister nickte und wies die an ihm vorbeidrängenden Männer zum wiederholten Mal an, achtzugeben. »Was auch geschieht, die Äbtissin muss lebend in unsere Hände fallen! Sie allein kennt das Geheimnis, das wir ergründen wollen. Ihr erkennt sie an ihrem roten Haar. Nehmt also den Nonnen die Hauben ab, bevor ihr sie tötet!«

»Sollen wir die anderen wirklich umbringen?«, fragte einer seiner Gefolgsleute, der sich Eusebius nannte, erschrocken. »Nicht alle! Lasst ein paar am Leben, damit wir sie vor Isabelle de Melancourts Augen foltern können. Wenn sie sieht, wie ihre Weiber leiden, wird es ihre Zunge lösen. Und nun macht rasch!«

Nach seinen Männern verließ auch Leopold von Gordean die Kammer, durchschritt den Flur und trat in die Eingangshalle des Klosters. Von dort aus beobachtete er zufrieden lächelnd, wie seine Männer leise die Treppe zu den Schlafräumen emporstiegen. Es hatte lange gedauert, bis er die richtige Spur gefunden hatte, aber hier würde er eines der größten Geheimnisse dieser Welt enträtseln können und damit mehr Macht erringen als je ein Mensch vor ihm.